

„Wenn’s nirgendwo so richtig stimmt“ – Einblicke in qualitative Forschung zu Hochschulkarrieren und Elternschaft unter Corona-Bedingungen

HANNA HAAG, MARKUS GAMPER

Wissenschaftskarrieren sind allgemein von einem hohen Selektionsdruck gekennzeichnet (Reuter et al. 2020). In dem vorliegenden Beitrag wird insbesondere die Frage nach der (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf mit Blick auf die pandemische Lage fokussiert und aufgezeigt, wie diese selbige verstärkt.

Es ist bereits bekannt, dass familiäre Anforderungen für Wissenschaftler*innen eine Barriere für die geforderte Hingabe an die wissenschaftliche Tätigkeit darstellen (Pittius/Janson/Krempkow 2014). Dies gilt in besonderem Maße für Nachwuchswissenschaftler*innen in befristeten Beschäftigungsverhältnissen (Schürmann/Sembritski 2017) sowie für Frauen in der Wissenschaft (Beaufaÿs/Löther 2017). Obgleich auch junge und familienorientierte Väter Benachteiligungen erfahren (Lind 2008), ist in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung die Vereinbarkeitsfrage an die Geschlechterfrage gebunden. Dies könnte an der Hartnäckigkeit eines vergeschlechtlichten Vereinbarkeitsdiskurses liegen (Paulitz/Goisau/Zapusek 2015), der Frauen als potentiell Gebärende adressiert und Männer zugleich aus der Perspektive verschwinden lässt. Ihnen wird die Rolle des Hasardeurs zugeschrieben, der sich ohne Verluste dem Ideal der Wissenschaft verpflichtet fühlen muss. Wer mit dieser Rolle bricht, wird kollektiv sanktioniert (Reuter 2020, 59).

Dies führt bezogen auf Elternschaft und Wissenschaft zu einem blinden Fleck, der mit dem Einsetzen der COVID-19-Pandemie und den damit einhergegangenen Veränderungen – etwa die zunehmende Digitalisierung oder Tätigkeit im Homeoffice – eine neue Dringlichkeit erfährt. Während der zeitliche Einsatz für die Karriere in essentiellen Feldern wie Publikation, Forschung und Drittmittelakquise sinkt, steigt der Anteil an Arbeitszeit für die Lehre, was auch den Druck der ständigen Erreichbarkeit erhöht (Suphan 2021). Nachwuchswissenschaftler*innen sind von den pandemiebedingten Veränderungen aufgrund ihrer prekären Beschäftigungsverhältnisse in besonderem Maße betroffen (Korbel/Stegle 2020): Sie haben einen höheren Publikationsdruck, können aber gleichzeitig weniger auf Tagungen fahren und sich direkt und persönlich bekannt machen. Sie bangen um ihre Stellen und sind oft abhängig von Drittmitteln, die aber in der Pandemie u.U. noch schwieriger als unter ‚normalen‘ Umständen eingeworben werden können. Einen wesentlichen Einfluss haben hier vor allem Kinder (Allgayer et al. 2021). Einige Studien belegen die stärkere Benachteiligung von Wissenschaftlerinnen, etwa bezogen auf den Gender Care Gap (Sander/Grauer 2020) und Gender Publication Gap (Viglione 2020). Gleichzeitig wird bei näherem Hinsehen evident, dass in der Qualifizierungsphase die zusätzliche Übernahme von Erziehungsverantwortung nicht nur Mütter, sondern

auch Väter vor große Herausforderungen stellt und die Pandemie verstärkend wirkt (Wegrzyn et al. 2021, 196).

Nichtsdestotrotz bleibt in der wissenschaftlichen Debatte die Perspektive auf Elternschaft – auch bezogen auf die Pandemie – weitgehend eine Geschlechterfrage. Entgegen dieser vorherrschenden Perspektive zeigen allerdings unsere Daten, die im Rahmen einer qualitativ angelegten Studie an der Frankfurt University of Applied Sciences¹ erhoben wurden, dass Elternschaft von Kindern im Alter von bis zu 14 Jahren im Vergleich zu Geschlecht die prägnante Ungleichheitskategorie im Erleben der Pandemie unter Wissenschaftler*innen darstellt. Für die Studie wurden insgesamt 16 digitale Gruppendiskussionen und sechs Einzelinterviews mit Wissenschaftler*innen in drei Bundesländern und drei Erhebungszeiträumen geführt und ausgewertet.²

Elternschaft und Wissenschaft in der Pandemie

Alle Befragten mit Kindern³ empfinden, ungeachtet ihres Status in Wissenschaft, Lehre und Forschung,⁴ die pandemischen Veränderungen als äußerst belastend. Hervorzuheben ist dabei insbesondere die Situation unter den Bedingungen der verschärften Lockdowns, in denen etwa die Umsetzung digitaler Lehre mit der Betreuung der Kinder vereinbart werden musste. Eine Befragte merkt an, dass es offenbar gar kein Bewusstsein in der öffentlichen Diskussion dafür gebe, dass „auch Hochschullehrer*innen Kinder haben (...) und das auch irgendwie auf die Reihe bekommen müssen“ (Frau F., HAW-Professorin). Zusammenhängendes Arbeiten wird zunehmend schwierig, besonders wenn die Betreuung alleine geleistet werden muss: „Früh nebenbei irgendwie noch die Uhrzeit lernen mit der Kleinen ist beliebig schwierig, da kann man nur so ein paar nicht anspruchsvolle E-Mails nebenbei abarbeiten oder irgendwas, das funktioniert, dann ist der Vormittag rum“, schildert Herr K., ein HAW-Professor und Dekan seine Situation im Mai 2020, der bedingt durch den beruflichen Wiedereinstieg seiner Partnerin die Betreuung der Kinder übernommen hat. Insbesondere die digitale Lehrsituation stellt eine enorme Belastung dar, „weil ich das schon ein Stück weit vermeiden will, dass dann irgendwie meine Kinder jetzt auch noch auf meinen Schoß krabbeln“, so Herr K. weiter. Was sich in den Äußerungen manifestiert, sind Raum- und Zeitprobleme unter den Bedingungen der Corona-Maßnahmen, die sich aus der Doppelbelastung von pandemischer Wissenschaft und Elternschaft ergeben. Alte Routinen im Bereich Hochlehre und Forschung müssen fortgesetzt werden, während sich die Rahmenbedingungen grundlegend verändert haben. Besonders prekär scheint es für Familien zu sein, bei denen beide Elternteile eine wissenschaftliche Karriere verfolgen oder gleiche Arbeitsteilung hinsichtlich Familienarbeit inklusive Kinderbetreuung als Ziel angegeben haben. Frau M., Postdoktorandin, stellt fest: „Wir sitzen jetzt zu zweit im Homeoffice in W-Stadt und versuchen, uns irgendwie zwischen Kinderwäsche waschen und E-Mails den Tag irgendwie zu gliedern“.

Neben der Frage des Homeoffice scheint das in der Wissenschaft vorherrschende Leistungsprinzip ein entscheidender Faktor für die Perspektive auf Wissenschaft und Elternschaft zu sein. In unserem Sample ist dies jedoch nicht rein an die Kategorie Geschlecht gebunden. Als Beispiel kann Herr B. angeführt werden, der zu Beginn der Pandemie als Doktorand tätig ist und in der zweiten Erhebung feststellt, dass er aufgrund fehlender zeitlicher Ressourcen permanent an seinen eigenen Produktivitätsansprüchen scheitert. Im Herbst 2021 kommt er resümierend zum Ergebnis, „dass ich die akademische Karriere als nur sehr schwer vereinbar sehe mit meinem kleinen Kind und der Art, wie ich das machen will. Also ich muss sagen, ich glaube, wahrscheinlich wäre ich auch ohne Pandemie jetzt an diesen Punkt gekommen“.

Es offenbart sich der bereits vor der Pandemie bestehende Missstand, dass die Forderung einer „Wissenschaft als Lebensform“ (Mittelstraß 1982) nur schwer mit der Gründung einer Familie zu vereinbaren ist. Auch etablierte Professor*innen diskutieren dies kritisch. Bereits in der ersten Erhebung sprach ein Professor und Vater von zwei Kindern davon, er könne „das jetzt noch fünf Jahre so weitermachen, aber dann werde ich sie irgendwann nur noch von hinten als Jugendliche sehen, und darauf habe ich keine Lust“. Nach dem ersten Pandemiesemester hat er sich vorgenommen, „nur noch im Büro zu arbeiten und nicht mehr im Wohnzimmer, in der Küche und irgendwie im Bett, und auch E-Mails dann Sonntag und nicht mehr nach 22 Uhr zu lesen“. Dass sich viele, insbesondere Männer, dieses Ausbrechen aus Erwartungen erst erlauben müssen und Sanktionen fürchten, zeigen die Äußerungen des HAW-Dekans, der inzwischen gelernt hat, „an Wochenenden nichts zu machen“, selbst in stressigen Zeiten nimmt er sich das Recht heraus, das „ohne schlechtes Gewissen“ zu tun. Beim näheren Hinsehen wird der anhaltende Aushandlungsprozess deutlich: Das fehlende schlechte Gewissen muss thematisiert werden, gewissermaßen als Erklärung für die eigene Handlung, was zugleich den Spagat und die innere Zerrissenheit deutlich macht, freie Zeit ausdrücklich zu erkämpfen und vor sich selbst zu rechtfertigen.

Fazit

Dass die COVID-19-Krise auch Chancen der Veränderung aufzeigt, bleibt unbestritten. Dies kann allerdings nicht losgelöst von institutionellen Strukturen und Rahmenbedingungen gelingen, sondern muss mit den Logiken des Systems zusammengedacht werden. Die Pandemie hat uns eine Gelegenheitsstruktur geboten, Veränderungen anzustoßen, auf Missstände hinzuweisen, Strukturen zu hinterfragen. Es existieren bereits erste Vorschläge wie etwa die Neudefinition von wissenschaftlicher Leistung und Erfolg, um speziell die Situation für junge Wissenschaftler*innen postpandemisch zu verbessern (Cardel/Dean/Montoya-Williams 2020).

Besonderes Augenmerk wird derzeit auf die Situation von Wissenschaftlerinnen gelegt. Aus unserer Sicht ist es jedoch erforderlich, die Perspektive nicht auf die Kategorie Geschlecht zu beschränken, sondern den Blick auf Elternschaft zu lenken

und dadurch auch sorgende Väter in der Wissenschaft stärker zu berücksichtigen. Elternschaft sollte nicht als individuelles Schicksal, sondern als strukturelle Aufgabe verstanden werden, die für beide Geschlechter Anreize schafft, Care-Arbeit zu übernehmen. Auch erscheint es uns künftig notwendig, eine intersektionale Perspektive auf Ungleichheitsverhältnisse im Kontext Wissenschaft zu richten und in Forschungsarbeiten Kategorien wie soziale und regionale Herkunft, Migrations- sowie Rassismuserfahrung, Alter, Behinderung und chronische Erkrankung usw. stärker zu berücksichtigen.

Anmerkungen

- 1 Das Forschungsprojekt „Hochschule in krisenhaften Zeiten. Eine qualitativ-explorative Studie zum Erleben der COVID-19-Pandemie unter Hochschullehrenden und Studierenden“ (Laufzeit Mai 2020 bis März 2022) unter Leitung von Dr. Hanna Haag wurde von der Max-Traeger-Stiftung gefördert (Haag/Kubiak 2022).
- 2 Die Erhebungszeiträume erstreckten sich über April, Mai und September 2020 sowie September bis November 2021.
- 3 Von den 13 befragten Wissenschaftler*innen – sechs Männer und sieben Frauen – hatten 54%, nämlich vier Männer und drei Frauen, Kinder im Alter von 0 bis 14 Jahren.
- 4 Gemeint sind hier unterschiedliche Gruppen wie Promovierende, Postdoktorand*innen oder Vollzeitprofessor*innen.

Literatur

Allgayer, Kathrin/Bäbler, Carolin/Jutz, Regina/Niederberger, Marlen, 2021: Hochschulbeschäftigte in der Coronapandemie. Auswirkungen auf die Gesundheit und das Wohlbefinden von Hochschulbeschäftigten mit Kind(ern) im Kita- und Grundschulalter. In: Prävention und Gesundheitsförderung. Internet: <https://doi.org/10.1007/s11553-021-00898-x> (24.8.2022).

Beaufays, Sandra/Löther, Andrea, 2017: Exzellente Hazardeurinnen? Beschäftigungsbedingungen und Geschlechterungleichheit auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt. In: WSI-Mitteilungen. 69 (5), 348-355.

Cardel, Michelle/Dean, Nathalie/Montoya-Williams, Diana, 2020: Preventing a Secondary Epidemic of Lost Early Career Scientists. Effects of COVID-19 Pandemic on Women with Children. In: Annals of the American Thoracic Society. 17 (11), 1366-1370.

Haag, Hanna/Kubiak, Daniel, 2022: Hochschulen in der Pandemie. Die Digitalisierung der Lehre in Zeiten der Corona-Krise. In: Onnen, Corinna/Stein-Redent, Rita/Blätzel-Mink, Birgit/Noack, Torsten/Opielka, Michael/Späte, Katrin (Hg.): Organisationen in Zeiten der Digitalisierung. Sozialwissenschaften und Berufspraxis. Wiesbaden, 301-320.

Korbel, Jan O./Stegle, Oliver, 2020: Effects of the COVID-19 Pandemic on Life Scientists. In: Genome Biology. 21 (1), 113.

Lind, Inken, 2008: Aufgeschobene Kinderwünsche, eingeschränkte Perspektiven? Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft – Ergebnisse einer aktuellen Studie. In: Forschung & Lehre. 11, 754-756.

Mittelstraß, Jürgen, 1982: Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität. Frankfurt/M.

Paulitz, Tanja/Goisau, Melanie/Zapusek, Sarah, 2015: Work-Life-Balance + Wissenschaft = unvereinbar? Zur exkludierenden Vergeschlechtlichung einer entgrenzten Lebensform. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. 7 (2), 130-144.

Pittius, Katrin/Janson, Kerstin/Krempkow, René, 2014: Im Westen nichts Neues? Zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei Nachwuchsforschenden als Bestandteil der Diversität von Lebensentwürfen in der Wissenschaft. In: Krempkow, René/Pohlenz, Philipp/Huber, Nathalie (Hg.): Diversity Management und Diversität in der Wissenschaft. Bielefeld, 311-330.

Reuter, Julia, 2020: Vereinbarkeitskonflikte – Betreuungsvergnügen. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Elternschaft aus der Perspektive von Vätern. In: Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Gender-Kongress 2020 „Please Mind the Gap ...“ Geschlechter(un)gerechtigkeit an Hochschulen. Düsseldorf, 57-61.

Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk (Hg.), 2020: Vom Arbeiterkind zur Professur: Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen. Bielefeld.

Sander, Alena/Grauer, Claire, 2020: Forschen und Schreiben in der Krise. Internet: www.fes.de/themenportal-gender-jugend-senioren/gender-matters/gender-blog/beitrag-lesen/forschen-und-schreiben-in-der-krise (3.7.2022).

Schürmann, Ramona/Sembritzki, Thorben, 2017: Wissenschaft und Familie. Analysen zur Vereinbarkeit beruflicher und familialer Anforderungen und Wünsche des wissenschaftlichen Nachwuchses. Hannover.

Suphan, Anne, 2021: Veränderte Arbeitsbedingungen von Wissenschaftler*innen in Zeiten der Corona-Pandemie. Universität Hohenheim. Internet: <https://soziologie.uni-hohenheim.de/arbeitsbedingungen> (6.6.2022).

Viglione, Giuliana, 2020: Are Women Publishing Less During the Pandemic? Here's What the Data Say. In: Nature. 581 (7809), 365-367.

Wegrzyn, Eva/Altenstädter, Lara/Alberg, Ivonne/Öztas, Süheda/Beyza, Yilmaz, 2021: Sorgearbeit und Qualifizierung in der Wissenschaft in Zeiten von Corona – Einblicke in qualitative Forschung zu Juniorprofessuren. In: Femina Politica. 30 (2), 193-197.

Wissenschaftsfreiheit: Geschlechterverhältnisse und Diversität in Unterstützungs- und Schutzprogrammen

MAREIKE ILSEMANN. FRANK ALBRECHT. BIRGIT BUJARD

Laut Academic Freedom Index 2022 leben zwei von fünf Menschen auf der Welt in Ländern, in denen die Wissenschaftsfreiheit seit 2011 abgenommen hat (Kinzelbach et al. 2022). Forschende sind schnell Opfer staatlicher Repressionen und erleben Gewalt und Verfolgung – denn sie erweitern die Grenzen des Wissens und stellen kritische Fragen. Viele verlassen notgedrungen ihre Herkunftsländer und gehen ins Exil. Die Philipp Schwartz-Initiative (PSI) der Alexander von Humboldt-Stiftung in Deutschland unterstützt seit 2016 mit Mitteln des Auswärtigen Amts der Bundesrepublik Deutschland bedrohte Wissenschaftler_innen.¹ Mittlerweile konnten in elf Auswahlrunden bereits über 400 gefährdete Forschende aus 25 Ländern ein Fellowship erhalten. Der Bedarf ist jedoch deutlich höher. Vor dem Ukraine-Krieg konnte die PSI etwa ein Drittel der vorgeschlagenen Forschenden für ein Fellowship berücksichtigen.²